



NENA TRAMOUNTANI begeistert ihre Leserschaft mit ihren New-Adult- und Fantasyromanen. Nach ihrer *Soho-Love*- und *Hungry-Hearts*-Reihe schlägt sie ein neues spannendes Kapitel ihrer Autorinnenkarriere auf: In ihrer *Stolen-Dreams*-Reihe voller heißer Emotionen und elektrisierender Cliffhanger verbindet sie drei unwiderstehliche Lovestories mit dem Nervenkitzel einer fesselnden Heist-Geschichte und lässt ihre Fans bis zur letzten Seite atemlos mitfiebern. Nena Tramountani lebt in Stuttgart.
Außerdem von Nena Tramountani lieferbar:

Die *Soho-Love*-Reihe:

Fly & Forget

Try & Trust

Play & Pretend

Die *Hungry-Hearts*-Reihe:

The Way I Break

The Way You Crumble

The Way We Melt

www.penguin-verlag.de

Nena Tramountani

DIAMOND EMPRESS

One Heist

Roman

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2025 Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Dieses Buch wurde vermittelt von der
Literaturagentur erzähl:perspektive,
München (www.erzaehlperspektive.de).
Lektorat: Melike Karamustafa

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Innenillustration: Christin Neumann
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-328-11164-1
www.penguin-verlag.de

PLAYLIST

Billie Eilish – LUNCH
Sigrid – Everybody Knows
CHINCHILLA – MF Diamond
Nessa Barrett – PINS AND NEEDLES
Dove Cameron – Lethal Woman
Livingston – Gravedigger
CHINCHILLA – Fingers
CHINCHILLA – Cut You Off
Cage The Elephant – Mess Around
Cameron Whitcomb – Love Myself
CHINCHILLA – Little Girl Gone
Austin Giorgio – No Mercy
CHINCHILLA – Trigger
Sam Short – Hooked
Doja Cat – Paint The Town Red
Gotts Street Park, Olive Jones – Tell Me Why
TALK – A Little Bit Happy
Chandler Leighton, DEZI – Witch Hunt
SkyDxddy – Pretty Distraction
Stephen Sanchez – High

Teddy Swims – Devil in a Dress
Måneskin – THE LONELIEST
Yeah Yeah Yeahs – Heads Will Roll
t. A. T. u. – All The Things She Said
Lord Huron – Meet Me In The Woods
Francis and the Lights – See Her Out (That’s Just Life)
Alex Warren – Ordinary
ABBA – Money, Money, Money

*Liebe Leser*innen,*

*dieses Buch enthält potenziell belastende Inhalte.
Deshalb findet sich auf S. 440 eine Contentwarnung.
Achtung: Diese enthält Spoiler für die gesamte
Handlung.
Wir wünschen allen das bestmögliche Leseerlebnis.*

Nena Tramountani und der Penguin Verlag

Für alle, die nicht gesprungen sind.



1. Kapitel

ZOE

Baby, I think you were made for me

An dem Tag, an dem ich sterben sollte, begegnete ich einem Engel. Oder einem Teufel, so sicher war ich mir da nicht. Wenn man es genau nahm, war Luzifer ja auch vom Himmel in die Hölle gestürzt, also machte das wohl keinen großen Unterschied.

Sie stand drei Meter hinter mir. Die Tür, die aufs Dach führte, war soeben mit einem Knall zugefallen. Ihre schwarz gefärbten Haare wehten im Wind, und obwohl der November in Minnesota erbarmungslos war, trug sie nichts als ein zerknittertes weißes T-Shirt, das ihr knapp über den Hintern reichte, und rote Cowboystiefel.

Ich war vor einer halben Stunde übers Geländer geklettert, saß seitdem auf dem Dachvorsprung und starrte wie hypnotisiert in die Tiefe – die Autos und Menschen wirkten wie Spielzeuge.

Zweifel hatte ich keine. Ich wollte einfach den richtigen Moment abpassen. Es war echt widerlich, bei Tageslicht zu Matsch zu werden. Nicht, weil ich irgendjemandem dort

unten den Anblick ersparen wollte – sondern weil *ich* die Vorstellung nicht ertrug. Ich würde genau in dem Moment springen, in dem die Sonne untergegangen war.

Leider hatte ich die Rechnung ohne Seraphina Leventis gemacht.

»Du bist die Neue, oder?«, rief sie in gelangweiltem Tonfall, als hätte sie mich nicht gerade dabei überrascht, wie ich von einem zwanzigstöckigen Hochhaus springen wollte.

Sie schlurfte auf mich zu und zündete sich dabei eine Selbstgedrehte an.

Ja, ich war die Neue. Das war so etwas wie eine Charaktereigenschaft von mir. Länger als ein paar Monate hielt es keine Pflegefamilie mit mir aus (oder besser gesagt: ich mit ihr), also war ich eine Spezialistin darin geworden, meine Sachen zusammenzupacken und einen weiteren Ort mein – vorübergehendes – Zuhause zu nennen.

»Komm in zehn Minuten wieder, dann hast du deine Ruhe«, rief ich über die Schulter und hasste mich ein bisschen dafür, wie weinerlich meine Stimme klang. Dabei hatte ich seit Wochen nicht geheult. Oder waren es Monate?

Als hätte ich nichts gesagt, lief sie weiter, bis sie am Geländer angekommen war. Mit dem Rücken zu mir setzte sie sich genau hinter mich auf die schmale Mauer, die unterhalb des Geländers entlang des Dachs verlief.

Ich hasste den Geruch von Marihuana – den Geschmack wollte ich mir nicht mal ausmalen. Dennoch streckte ich nach ein paar Sekunden Stille eine Hand durch die Gitterstäbe nach hinten. Inzwischen war sowieso alles egal.

Wortlos reichte sie mir den Joint, wobei sich unsere Finger streiften. Ihre Haut war warm und trocken, meine eisig.

Ich hustete nicht, als ich den ersten Zug nahm. Ich hatte

noch nie geraucht, weder Zigaretten noch Gras, denn es hatte bisher niemanden gegeben, für den ich cool sein wollte, aber ich hatte genug Leuten dabei zugesehen und das Prinzip war kinderleicht.

Es war nicht halb so ekelhaft, wie ich immer angenommen hatte. Die Schärfe in meiner Lunge war irgendwie spannend. Vielleicht war es aber auch einfach nur spannend, überhaupt etwas anderes als Taubheit zu empfinden.

»Wer hat gesagt, dass ich Ruhe will?«, mischte sich ihre Stimme unter das Brausen des Windes und den Verkehrslärm in den Straßenschluchten tief unter uns. »Ich kann meinen Plan nicht allein in die Tat umsetzen. Du kommst also wie gerufen.«

Ich *will Ruhe*, dachte ich.

Aber ich war sechzehn Jahre alt, und ich spürte die Wärme dieses ebenfalls sechzehnjährigen Mädchens an meinem Rücken. Ja, ich war suizidal, aber auch neugierig. Ein Widerspruch in sich.

Das war es, was sie von nun an in mir auslösen würde: Ambivalenz. Gleichzeitig sterben und leben wollen. In diesem Moment wusste ich das natürlich noch nicht. In diesem Moment verstand ich nur, dass ich allein sein wollte und zugleich hoffte, sie würde bleiben.

Ich hatte bereits bei einigen Pflegefamilien gelebt, in denen mehrere Teenager untergebracht waren, schwierige, stille, fiese Teenager. Aber dieses Mädchen redete nicht wie ein Teenager. Jedes ihrer Worte strotzte nur so vor Selbstbewusstsein.

»Was für ein Plan?«, fragte ich.

»Hank hat ein altes Familienerbstück in seinem Aktenschrank – ein wirklich hässliches Medaillon. Wir werden es klauen.«

Ein Lachen brach aus mir hervor. Das Geräusch war mir so fremd geworden, dass ich zusammenzuckte und dabei den Joint fallen ließ. Er segelte in die Tiefe, und mein Herz setzte einen Schlag aus.

»S-Sorry.«

»Nicht entschuldigen«, erwiderte sie prompt, ohne sich nach mir umzudrehen, als hätte sie Augen im Hinterkopf.

Das war ihre erste Lektion für mich:

»Bedanke dich, wenn dir ein Fehler unterläuft, dann schiebe die Schuld von dir. So nimmst du den Leuten den Wind aus den Segeln und erniedrigst dich nicht vor ihnen.«

»Was?«

»Sag: ›Danke für den Joint, Seraphina. Es war mir eine Ehre, ihn mir mit dir zu teilen. Der Wind hat ihn davongetragen.««

Gegen meinen Willen verzogen sich meine Lippen zu einem Grinsen. »Danke, Seraphina.«

»Gerne, Zoe.«

Sie sprach meinen Namen seltsam aus, machte eine Pause zwischen dem O und E und betonte den letzten Buchstaben. Aus irgendeinem Grund bescherte es mir eine Gänsehaut, ihn aus ihrem Mund zu hören. Sie musste ihn von Hank und Margaret Sullivan erfahren haben – ihren, jetzt unseren Pflegeeltern, nach heute Nacht wieder nur ihren. Wahrscheinlich suchten sie schon nach mir. Um sechs sollten wir gemeinsam Abendessen, das hatte Margaret mir vorherhin gesagt, als sie mir mein Zimmer gezeigt hatte, in dem ich mich auf der linken Seite einrichten durfte. Auf der rechten schlief Seraphina, hatte sie mir mitgeteilt, und für einen Augenblick hatte ich mich gefragt, wieso ihre Seite genauso kahl wie meine aussah, obwohl sie schon länger bei ihnen

wohnte. Dann hatte mir Margaret die knochigen Hände auf die Schultern gelegt. »Wir sind jetzt eine Familie. Du kannst hier heilen, Zoe.« In ihren Augen hatten Tränen gegläntzt, und ich hatte mich davon abhalten müssen, ihr ins Gesicht zu spucken.

Ah, ja, sie ist diese Art von Pflegemutter, war mir durch den Kopf geschossen. Das war die Sorte, die ich inzwischen anzog: diejenigen, die nach den verkorkstesten Fällen suchten, weil es ihnen einen Ego-Push verschaffte, sie zu retten.

»Auf Griechisch bedeutet Zoe Leben, wusstest du das? Es wäre also eine Schande, dich umzubringen. Zumindest bevor du mir bei meinem Plan geholfen hast.«

»Ich will mich nicht umbringen.« Die Worte kamen reflexartig. Es war nicht das erste Mal, dass ich sie aussprechen musste. Das wollten alle Leute hören, die es mit Menschen wie mir zu tun hatten: *Es ist alles nicht so schlimm, keine Sorge. Ich wollte nur ein bisschen Aufmerksamkeit. Ich habe es nicht ernst gemeint. Nicht wirklich.*

»Du bist eine grauenhafte Lügnerin. Daran sollten wir arbeiten.«

Trotz meiner Neugier überrollte mich jetzt auch Wut. Warum redete sie im Plural von sich und mir? Wir kannten uns nicht. Und wir würden uns auch nicht kennenlernen – dafür würde ich gleich sorgen.

»Danke für dein Angebot«, erwiderte ich nüchtern. »Aber du musst dir jemand anderes suchen. Und jetzt solltest du das Dach verlassen.«

Im nächsten Moment löste sich ihr Rücken von meinem, und ich hörte, wie sie sich aufrichtete. Doch statt meinen Worten Folge zu leisten, kletterte sie ebenfalls übers Geländer und setzte sich neben mich auf den schmalen Vorsprung.

Mein Herz raste wieder los. Sie bewegte sich mit Leichtigkeit und viel zu schnell. Hatte sie keine Angst? Machte sie das nicht zum ersten Mal? War sie genauso lebensmüde wie ich?

Ihr Shirt rutschte hoch, als sie sich neben mich setzte, während sie sich an den Stäben festhielt, und entblößte einen Slip in der Farbe ihrer Stiefel. Ich schaute weg, streckte aber gleichzeitig eine Hand nach ihr aus, um sie zu stützen. Sie griff danach, umklammerte sie und ließ sie erst los, nachdem sie wenige Zentimeter neben mir saß und ihre Beine neben meinen in die Tiefe baumeln ließ.

»Geht's noch?«, zischte ich.

Seraphina schenkte mir ein strahlendes Lächeln. Es verpasste mir einen Stich. Ihr Gesicht aus der Nähe zu betrachten, war ein Schock. Sie hatte dunkle Augen, die zu nah beieinander standen, eine Höckernase und eine dicke Oberlippe, die den Eindruck erweckte, dass sie unaufhörlich schmolle.

Ich hatte bisher hauptsächlich Zeit mit Jungs verbracht, sie gaben die besseren Verbündeten ab, wenn man an Orten aufwuchs, an denen man nicht sicher war. Sie betrachteten mich als eine von ihnen, während die Mädchen mich abstoßend fanden. Ich hatte kein Problem damit, zuzuschlagen, wenn jemand es wagte, mir zu nahe zu kommen. Das verschaffte mir Respekt bei den einen und Misstrauen bei den anderen. Ich war nicht direkt Furcht einflößend, aber man hielt gesunden Abstand zu mir. Außerdem sah ich nicht wie ein Mädchen aus. Ich hasste Make-up und Kleider. Ich versteckte den Ansatz meiner Brüste unter einem Sport-BH, der mir eine Nummer zu klein war. Ich trug nur Baggy-Klamotten. Und dann war da noch die Dunkelheit in meinem Kopf.

Jedenfalls war es schon lange nicht mehr vorgekommen,

dass ein Mädchen freiwillig so lange mit mir sprach. Vor allem nicht *so eines*.

Sie war zu schön. Nein, das stimmte nicht. Sie verhielt sich nur so. Diese Selbstsicherheit von Mädchen in meinem Alter kannte ich sonst nur von den bildhübschen mit den perfekten Gesichtszügen und Körpern. Seraphina war nicht perfekt. Nichts an ihr passte zusammen, und trotzdem hatte noch nie etwas so viel Sinn für mich ergeben wie ihr Anblick.

»Wie oft?«, fragte sie, immer noch grinsend.

Ich konnte sie nur anstarren.

»Wie oft hast du's schon versucht?«

Statt einer Antwort presste ich die Lippen zusammen. Wieso klang sie amüsiert?

Im nächsten Moment hatte sie meinen Unterarm gepackt und zog meinen Pulloverärmel hoch. Ich wollte mich losreißen, doch ihre abrupte Bewegung jagte die nächste Panikwelle durch meinen Körper. Wir saßen ungesichert auf einem Dach. Und so wenig mir diese Tatsache vor ihrer Ankunft etwas ausgemacht hatte, so sehr raste mein Puls jetzt.

Sekundenlang schauten wir beide auf meinen narbenübersäten Arm. Die Schnitte verliefen kreuz und quer, der größte – entlang der Pulsschlagader – leuchtete selbst in der Dämmerung scharlachrot.

Seraphina fuhr beinahe zärtlich darüber.

Ich schluckte hart. Die Berührung von Margaret hatte vorhin einen Würgereiz in mir ausgelöst, Seraphinas war das komplette Gegenteil. Sie berührte mich, und plötzlich fühlte ich mich vollkommen klar im Kopf. Vielleicht lag es am Schmerz, der nach wie vor unter dem Schnitt pochte. Ihr schwarzer Nagellack war abgesplittert und offenbarte den

Schmutz unter den Nägeln. Ihre Hände waren größer als meine, die Finger lang.

»Ich finde, es gibt nichts Mutigeres, als seinem Leben ein Ende zu bereiten«, sagte sie, ohne von mir abzulassen. »Aber nur, wenn man es wirklich ernst meint.«

Mit diesen Worten zog sie ihre Hand zurück, griff blitzschnell hinter sich, hielt sich an den Gitterstäben fest und richtete sich auf.

Alles in mir zog sich zusammen.

Sie kickte sich einen der Cowboystiefel von den Füßen, und er fiel, fiel, fiel durch das Lichtermeer in die Tiefe, bis er aus unserem Sichtfeld verschwand. Ihr Kichern klingelte in meinen Ohren.

Dann folgte der nächste.

»Du entscheidest.« Ihre Füße steckten in löchrigen schwarzen Socken. Sie hob den linken an und ließ ihn in der Luft schweben. »Sag, du bringst dich nicht um, bis wir das Medaillon haben, oder ich lass los.«

Sie hatte den Verstand verloren.

»Das ... ist Erpressung«, brachte ich hervor, während sich Übelkeit in mir ausbreitete.

Auf einmal beherrschte ein einziger Gedanke meine Sinne: Ich musste sie vom Dach runterbringen.

»Ich weiß.« Erneut lachte sie. »Also? Soll ich loslassen oder nicht?«

»Wehe, du lässt los.«

»Sicher?« Sie beugte sich ein Stück vor, und mein Magen schlug Saltos. »Bist du dir ganz sicher, Zoe?«

»Ich bin sicher!«, schrie ich.

»Wie sicher?« Auf einen Schlag war sie todernst. Ihr intensiver Blick durchbohrte mich erbarmungslos, jeglicher

Schalk war aus ihren Zügen gewichen. »So sicher, dass du übers Geländer kletterst und zur Tür läufst?«

Ich dachte nicht mehr nach. Alles in mir verlangte danach, sie in Sicherheit zu bringen. Wie ferngesteuert richtete ich mich auf, packte die Gitterstäbe, drehte mich in Zeitlupe um und stieg über das Geländer zurück aufs Dach. Rückwärts lief ich zur Tür, ohne sie aus den Augen zu lassen.

Seraphina drehte sich ebenfalls um. »Gut.« Inzwischen lag ein grimmiger Ausdruck auf ihrem Gesicht. »Und jetzt schwöre es mir.«

In meinem Kopf herrschte nach wie vor absolute Stille. Ich öffnete den Mund und klappte ihn wieder zu.

»Schwöre mir, dass du es nicht mehr versuchst, bis ich mit dir fertig bin.«

»Ich schwöre es«, hörte ich mich sagen.

Ihr Grinsen war so schön, dass ich schreien wollte. Ihre Haare wurden vom Wind nach hinten geweht.

Sie kletterte ebenfalls übers Geländer und lief barfuß auf mich zu. Sie war zwei Köpfe kleiner als ich, um die 1,60. Ich war ihr körperlich eindeutig überlegen, dennoch hatte sie mich innerhalb weniger Sekunden außer Gefecht gesetzt. Mein Herz hörte nicht auf zu rasen.

Als sie nur noch eine Armlänge von mir entfernt war, überkam mich der Impuls, sie zu schlagen. Nicht nur eine Ohrfeige. Ich wollte meine Hände in ihren Haaren vergraben und daran zerren, bis ihr die Tränen kamen. Ich wollte auf ihr beschissenes Gesicht einhämmern, bis Blut floss. Ich wollte blaue Flecken auf ihrer Haut hinterlassen.

Doch bevor ich irgendetwas davon tun konnte, griff sie nach meiner Hand, verschränkte unsere Finger miteinander

und öffnete die schwere Metalltür. »Komm, ich hab Hunger.«

Ich riss mich nicht los, sondern ließ mich widerstandslos von ihr ins Treppenhaus und zum Aufzug ziehen. Wir sprachen kein Wort. Seraphina hielt meine Hand fünfzehn Stockwerke lang fest umklammert, während mir Tränen über die Wangen strömten und mein hässliches Schluchzen den engen Raum füllte.

Wie überzeugt ich davon gewesen war, dass ich heute sterben würde. Ich hatte fünf Suizidversuche hinter mir, und dieser hätte mein letzter sein sollen. Stattdessen war ich einem Engel begegnet. Oder einem Teufel, so sicher war ich mir da nicht.

Nach diesem Tag versuchte ich nie wieder, mir das Leben zu nehmen.



2. Kapitel

ZOE

Everybody knows that the boat is leaking

Zehn Jahre später, und ich war immer noch eine grauenhafte Lügnerin. Deshalb hatte ich mir angewöhnt, wenn möglich nur noch die Wahrheit zu sagen und Unbequemes auszulassen. Eine Taktik, die ich mir natürlich auch von Seraphina abguckt hatte.

Die Wahrheit: Ich hatte in den letzten Wochen die Handyaktivitäten von Noemi, Viktor und Fin getrackt.

Was ich ausgelassen hatte: Ich hatte sie schon lange, bevor sie einen Fuß auf die Diamond Empress gesetzt hatten, ausspioniert.

Die Wahrheit: Sera hatte den Alarm im Casino ausgelöst, der dazu führte, dass das Security Department das Bargeld der Passagiere in einen anderen Safe verlegte. Ohne es mit Ernie und mir abzusprechen.

Was ich ausgelassen hatte: Das war bei Weitem nicht das größte Geheimnis, das wir vor unseren drei – jetzt vier – Heist-Mitgliedern verborgen hatten.

Die Wahrheit: Ich fand es abscheulich, dass wir Fin trotz

ihres Traumas dazu gezwungen hatten, mit einem Mann anzubandeln.

Was ich ausgelassen hatte: die Tatsache, dass Rafael Demir von Anfang an Teil des Plans gewesen war. Dass es keineswegs ein Zufall war, dass er sich auf diesem Schiff befand – oder im Architekturbüro gearbeitet hatte, das für das Innendesign verantwortlich gewesen war. Obwohl weder Ernie noch Seraphina oder ich damit gerechnet hätten, dass Fin und er ... Tja, was waren Fin und er?

Egal. Eins nach dem anderen.

Mit zitternden Fingern gab ich den Code für den Notruf in mein Funkgerät ein. Es rauschte, dann ertönte ein leises Klicken.

»Cantellow hier«, rief ich. »Ich benötige dringend einen Notarzt in Crew Cabin 333. Wiederhole, dringender medizinischer Notfall in Crew Cabin 333!«

Es rauschte eine unerträglich lange Weile, dann ertönte eine tiefe Stimme: »Verstanden. Ein Notarzt ist unterwegs zur Kabine 333 und müsste in spätestens drei Minuten dort eintreffen. Bleiben Sie vor Ort und leisten Sie Erste Hilfe, bis das medizinische Team eintrifft.«

Ich bin nicht vor Ort!, wollte ich brüllen. *Ich befinde mich am anderen Ende dieses gottverdammten Schiffs, weil ich für eine VIP-Begleitung eingeteilt bin!*

Doch die Stimme fuhr bereits fort: »Können Sie den Zustand der Person näher beschreiben? Atmung? Blutung?«

Nein, kann ich nicht!

Fin hatte mich gerade eben angerufen. Ihre Worte waren keine Überraschung gewesen – sie hatte nach einem Notarzt in Ernests Kabine verlangt. Es war nur eine Frage der Zeit gewesen, bis das passierte. Ernie hatte mich schon vor langer

Zeit darauf vorbereitet; außerdem war er während unseres letzten Treffens vor wenigen Stunden in seiner Kabine völlig neben der Spur gewesen. Seraphinas Angst um ihn hatte mich fast dazu gebracht, meine Wut auf sie zu vergessen. Fast.

Was allerdings sehr wohl eine Überraschung war: dass sich ausgerechnet Fin bei ihm befand. Fin, die in den letzten Tagen richtig große Scheiße gebaut hatte. Fin, die ich nie allein mit Rafael in seiner Kabine hätte lassen dürfen.

Ich hatte immer angenommen, dieser Anruf würde von Seraphina kommen, und hatte mir mit Ernie schon eine Strategie überlegt, wie ich sie in dem Fall beruhigen würde. Vielleicht war es Glück im Unglück, dass mir jetzt noch ein bisschen mehr Zeit blieb.

»Rufen Sie direkt in der Kabine an«, verlangte ich jetzt. »Die Person leidet unter Amyotropher Lateralsklerose und hatte bei unserer letzten Interaktion vor vier Stunden Sprachprobleme und Atemnot.«

Mit diesen Worten ließ das Funkgerät sinken und steckte es in meine Hosentasche.

Mir blieb noch knapp eine Stunde bis zu meinem Schichtende. Ich befand mich am Eingang des Meridian Room, einer kleinen Privatbar mit halbkreisförmigem Thekenbereich aus dunklem Holz, Ledersesseln und überdimensionalen Pendelleuchten.

Ich vergewisserte mich, dass der reiche Schnösel, für dessen Personenschutz ich heute gebucht worden war, ins Gespräch mit seinem noch reicheren Geschäftspartner vertieft war, zückte mein Handy und rief Fin zurück.

Es klingelte mehrmals, bis es in der Leitung klickte.

»Der Notarzt ist gleich da«, teilte ich ihr mit. »Das Telefon in seiner Kabine wird ...«

»Er atmet nicht.«

Ich erstarrte. Das war nicht Fin.

»Wusstest du es?« Seraphinas Stimme klang unnatürlich hoch. In den zehn Jahren, in denen wir uns kannten, hatte ich sie noch nie die Fassung verlieren sehen, obwohl wir uns schon in den abgefücktesten Situationen befunden hatten. Doch jetzt schien ihre Selbstbeherrschung in Sekunden-schnelle zu bröckeln.

»Wusstest du es, Zoe?«

Natürlich wusste ich es. Die Frage ist: Wie konntest du es übersehen?

Die Antwort darauf kannte ich bereits. Seraphina war eine Meisterlügnerin. Es war vermutlich unausweichlich gewesen, dass sie irgendwann damit anfang, auch sich selbst zu belügen.

»Nein«, sagte ich ruhig, obwohl mir klar war, dass es zwecklos war. Selbst wenn ich besser im Lügen gewesen wäre – diese Frau hätte ich bei einer direkten Konfrontation niemals täuschen können.

Scharf sog sie die Luft ein. »Das verzeihe ich dir nie.«

Bevor ich etwas erwidern konnte, legte sie auf.

Ich hasste mich dafür, dass mir bei ihren Worten schlecht wurde. Denn was war mit all den Dingen, die ich *ihr* verziehen hatte? Was war mit *ihren* Lügen und bewussten Auslassungen?

Kopfschüttelnd steckte ich das Handy weg. Darum ging es jetzt nicht. Es ging um Ernests ...

»Wichser!«

Mein Kopf ruckte nach links, wo mein Schützling gerade dabei war, sich abrupt von seinem Stuhl zu erheben. Sein Geschäftspartner tat es ihm gleich. Ihre Körper waren ange-

spannt. Der Barkeeper im Hintergrund warf mir einen besorgten Blick zu. Sonst war kein Mensch in Reichweite – die beiden Männer hatten die Lounge für ein privates Businessgespräch gebucht. Ich nickte dem Barkeeper zu und setzte mich unauffällig in Bewegung.

Während der Typ, der mich gebucht hatte, klein und drahtig war, hatte die Gestalt seines Gegenübers Ähnlichkeit mit einem Schrank.

Letzterer ballte die Hände zu Fäusten. »Ich mach dich fertig«, hörte ich ihn über die sanften Pianoklänge, die aus den Lautsprechern drangen, hinweg zischen. Dann machte er Anstalten, um den Tisch herumzugehen.

»Hey!«, rief ich. »Treten Sie zurück.«

Der Kerl lockerte mit einer aggressiven Bewegung seine Krawatte, während sein Kopf kurz zu mir herumruckte. Wie ein lästiges Insekt sah er mich an, bevor er den anderen an den Schultern packte und zurückstieß.

Es war klar, dass er nur provozieren wollte. Und mein Schützling ging natürlich sofort darauf ein und stieß ihn ebenfalls zurück, sobald er sich gefangen hatte.

Gott, was für Kinder ...

In Sekundenschnelle war ich bei ihnen und stellte mich zwischen sie. »Beruhigen Sie sich beide«, sagte ich sanft, obwohl ich sie am liebsten angeschrien hätte, ob sie wirklich nichts Besseres zu tun hatten, als mir ausgerechnet heute den letzten Nerv zu rauben.

»Für wen arbeitest du?«, fauchte der Kleine. »Für dieses Arschloch oder für mich?«

»Ich arbeite für Diamond Enterprise«, gab ich höflich zurück.

»Werden wir uns von einer Frau in die Schranken wei-

sen lassen?«, klinkte sich der Breite mit einem süffisanten Grinsen ein.

Ausdruckslos sah ich ihn an. »Das ist meine letzte Anforderung an Sie, Abstand zu halten.«

»Und wenn nicht?«

Ein kurzer Blick zu meinem Schützling verriet mir, dass er schon keinen Bock mehr auf die Auseinandersetzung hatte. Ungeduldig schaute er auf seine Armbanduhr.

Dafür hatte ich nun Feuer gefangen. »Dann werden Sie herausfinden, wie es sich anfühlt, von einer Frau in die Schranken gewiesen zu werden.«

Ein Glitzern trat in die Augen des Schrankes.

Grundsätzlich war es nicht Teil meines Jobs, Drohungen gegen Gäste auszusprechen. Ich war hier, um deeskalierend zu wirken und die allgemeine Sicherheit zu gewährleisten. Aber mein Geduldsfaden war überspannt. Die Sorge um Ernest und Seraphina heizte mich zusätzlich an. Und dann gab es noch einen weiteren verdammt guten Grund, den Mann zu provozieren.

Als er sich auf mich stürzte, war ich vorbereitet.



3. Kapitel

ZOE

Everybody knows that the captain lied

»Wir werden das Medaillon noch heute Abend klauen«, teilte Seraphina mir damals mit.

Kurz bevor der Aufzug im richtigen Stock gehalten hatte, drehte sie sich zu mir und starrte mir erbarmungslos in die Augen. »Jetzt reicht es«, sagte sie und meinte damit offenbar meinen Zusammenbruch. »Die Tränen brauchst du noch für später.« Ihre Worte klangen kalt, doch sie strich währenddessen mit dem Daumen über meinen Handrücken, worauf meine Tränen sofort versiegten. »Nach dem Essen wirst du darauf bestehen, dich zurückzuziehen. Hank wird ein NFL-Spiel ansehen, Margaret Zeit mit dir verbringen wollen, aber du wirst ablehnen, egal, wie sehr sie versucht, dich davon zu überzeugen.«

Gesagt, getan. Nach dem Abendessen – es gab knusprigen Braten mit Schmorgemüse, ich schlug mir den Bauch voll, denn mein Lebenswille war zurück – verschwand Seraphina in unser Zimmer und Hank setzte sich aufs Sofa und schaltete den Fernseher an, während Margaret mir gegenüber am Küchentisch sitzen blieb.

»Wollen wir eine Spritztour machen, damit ich dir die Nachbarschaft zeigen kann?«, fragte sie mit einem warmen Lächeln.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich bin müde.«

Ihr Lächeln wurde breiter. »Es wird nicht viel Zeit in Anspruch nehmen. Und wir können Dessert besorgen. Es gibt einen ganz wunderbaren Cherry Pie bei ...«

»Nein, danke.«

Ihr Blick verhärtete sich, und sie stand abrupt auf. »Wie du möchtest.« Sie stellte sich an die Spüle und begann mit dem Abwasch. Als ich Anstalten machte, ihr dabei zu helfen, umschloss sie meinen Oberarm schraubstockfest mit einer Hand. »Du bist müde«, sagte sie beinahe höhnisch. »Geh auf dein Zimmer.«

Ich war zu abgelenkt vom Gedanken an Seraphina, die auf mich wartete, um mir den Kopf über Margarets plötzlichen Stimmungsumschwung zu zerbrechen.

»Danke für alles«, brachte ich noch hervor, doch sie wandte mir nur wortlos den Rücken zu. Hank brummte etwas Unverständliches, als ich an ihm vorbei in den Flur lief.

Sobald ich die Tür zu Seraphinas und meinem Zimmer öffnete, zog sie mich grinsend ins Innere.

»Na?«, wisperte sie. »Wie eingeschnappt war die gute Margaret?«

Ich zuckte nur mit den Schultern und wollte die Tür schließen, doch Seraphina schüttelte den Kopf und lehnte sie lediglich an. »Keine geschlossenen Türen. Da drehen sie richtig durch.«

Bevor ich nachhaken konnte, fuhr sie im Flüsterton fort:

»Der Aktenschrank befindet sich im Schlafzimmer der

beiden. Du musst sie ablenken, während ich angeblich unter der Dusche bin.«

»Aber wieso sollte ich dann ablehnen, Zeit mit Margaret zu verbringen? Wäre es nicht das bessere Ablenkungsmanöver, wenn ich mit ihr rausgehe?«

Mit funkelnden Augen legte sie den Kopf schief. »Hank wirkt auf den ersten Blick vielleicht wie ein Typ, den nichts außer das Footballspiel juckt, aber er achtet auf jedes ungewöhnliche Geräusch in der Wohnung. Er würde sofort auf mich aufmerksam werden, wenn wir allein sind.«

»Na schön, und wie soll ich sie ablenken?«

»Was du im Aufzug gemacht hast, mach das noch mal«, sagte sie, als hätte ich ein besonderes Kunststück vorgeführt – nicht mir die Seele aus dem Leib geschluchzt.

Ich hob die Augenbrauen, widersprach aber nicht.

»Sobald du das Wasser im Bad hörst, legst du los. Es muss laut sein.«

Vergiss es, wollte ich sagen. Ich kann nicht heulen. Auf Knopfdruck wird das sowieso nichts. Das vorhin war eine absolute Ausnahme.

Doch Seraphina wartete meine Bestätigung nicht ab. Ohne ein weiteres Wort schob sie sich an mir vorbei und verließ das Zimmer. Dabei stieg mir ihr Duft in die Nase. Es roch nach verwelkten Rosen.

Wo war ich hier nur reingeraten?

Mir blieb nichts anderes übrig, als mich auf mein Bett zu setzen, die Augen zu schließen und mich mit aller Macht auf die Dunkelheit zu konzentrieren, die mich vorhin aufs Dach getrieben hatte. Meine Erfahrung in der letzten Pflegefamilie. Oder in der davor. Schreiende, rotzverschmierte Kleinkinder. Verzweiflung. Chaos. Bittere Kälte. Überfor-

derung der Erwachsenen. Hilflosigkeit in jeder staubigen Wohnungsritze.

Nein, das würde nicht helfen. Alles, was ich empfand, war Leere. Die Trostlosigkeit würde mich garantiert nicht zum Heulen bringen.

Was war vorhin der Auslöser gewesen? Die Erleichterung darüber, dass Seraphina nicht gesprungen war?

Die Erleichterung darüber, dass sie mich davon abgehalten hatte?

Die Erleichterung darüber, dass es irgendjemanden interessierte, ob ich lebte oder nicht?

Wie kannst du es wagen?, schrie eine Stimme in meinem Hinterkopf, die verdächtig nach Moms klang. *Wie konntest du uns auch nur eine Sekunde lang vergessen?*, fügte Dad hinzu, leiser, aber genauso schmerzverzerrt.

Jetzt kannte ich die Antwort.

Meine Schuldgefühle. Sie waren der Auslöser gewesen.

Es gab zwei Sorten von Pflegekindern: diejenigen, die vor ihrem Eintritt ins Foster-System eine liebende Familie gehabt hatten, und diejenigen, denen das nie vergönnt gewesen war. Ich gehörte zu Ersteren – und wünschte mir immer öfter, zu Letzteren zu gehören. Die ersten zehn Jahre meines Lebens hatte ich nämlich ein Zuhause gehabt. Zwei Menschen, die mir Wärme und Sicherheit schenkten. Was bedeutete, ich erinnerte mich noch in allen Details daran, wie mein Leben gewesen war, bevor sie ins Gefängnis gekommen waren. Wäre es nicht einfacher gewesen, nie die Alternative gekannt zu haben? Nie an die Vergangenheit zurückdenken zu müssen und sich danach zu sehnen, die Zeit umkehren zu können?

Wie aus weiter Ferne drang das Geräusch von prassel-

dem Wasser an meine Ohren. Genau in dem Moment, in dem das heiÙe Nass auf meine Wangen traf.

Ich habe euch nicht vergessen!, schrie ich in Gedanken zur¼ck. *Ich w¼nschte, ich k¼nnte es! Ich darf euch nicht sehen, nicht mal mit euch sprechen. Trotzdem sucht ihr mich jede Nacht heim. Ich kann das nicht mehr. Ich will nicht so leben. Wie kann man so leben? Wie haltet ihr es aus?*

Es dauerte nicht lang, bis laute Schluchzer den Raum erf¼llten. Sobald es begann, konnte ich nicht mehr aufh¼ren. Ich wurde gesch¼ttelt, w¾hrend die Gesichter meiner Eltern gestochen scharf vor mir erschienen.

Wie viele Geheimnisse passten in ein L¾cheln? Wie viele L¼gen in einen Blick?

H¾tten sie mich wenigstens vorgewarnt. Aber ich war ja nur ein unwissendes Kind gewesen. Ein Kind, das in einer einzigen Nacht gezwungen worden war, erwachsen zu werden.

»Und du?«, w¼rde ich Seraphina sp¾ter fragen. »Zu welcher Sorte Pflegekind geh¼rst du? Warst du schon immer allein auf dieser Welt?«

»Jeder Mensch ist allein«, w¼rde sie antworten. »Wir werden allein geboren, und wir sterben allein. Alles dazwischen ist die Flucht vor dem Unausweichlichen.«

Meinen Fragen mit Plattit¼den auszuweichen, war ihr Lieblingstrick. Damals verstand ich noch nicht, dass ich nicht auf ihre Worte achten musste, sondern auf ihre H¾nde. Seraphinas H¾nde verrieten sie. W¾hrend sich Gesicht und Stimme ihrem Willen beugten, schaffte sie es nie ganz, das Zittern ihrer Finger zu unterdr¼cken. Im Aufzug h¾tte es mir auffallen m¼ssen. Als nicht nur meine H¾nde, sondern auch ihre bebten, und zwar nicht nur die eine Hand, die meine

umklammert hielt. Doch damals war ich zu beschäftigt mit anderen Fragen gewesen, um auf die Nuancen zu achten.

Wie beispielsweise: Wieso gehorchte ich diesem fremden Mädchen, obwohl ich seit der Festnahme meiner Eltern keiner Menschenseele mehr gehorcht hatte?

Die Tür flog mit einem Quietschen auf, und Margaret stürzte herein. »Oh, du Armes!«

Mit zwei großen Schritten war sie bei mir, setzte sich neben mich aufs Bett und umarmte mich. Ich wollte sie wegstoßen und zum Teufel schicken, stattdessen heulte ich nur noch lauter. Je mehr Drama ich schob, desto mehr Zeit verschaffte ich Seraphina. Also versuchte ich, durch den Mund zu atmen, damit ich ihren seifigen Geruch nicht riechen musste, versuchte, nicht darauf zu achten, wie sich ihr kratziger Strickpullover an meinem Hals anfühlte, versuchte, ihre Stimme auszublenden, die mir beruhigende Worte ins Ohr murmelte. Denn es war mir egal, ob sie lieb oder manipulativ oder launisch war – sie war nicht meine Mutter. Das war der Grund, aus dem ich es nie länger als wenige Monate bei einer Pflegefamilie aushielt. Nicht, weil sie alle so schrecklich waren, sondern weil sie mich daran erinnerten, was ich für immer verloren hatte.

»Alles wird gut«, versicherte mir Margaret. »Lass es raus. Du bist hier sicher.«

Keine Ahnung, wie viel Zeit verging. Ich übergab mich der Finsternis, bis polternde Schritte aus dem Flur ertönten und schließlich ein Wutschrei.

Margaret ließ von mir ab und sprang auf. Ich folgte ihr und trat genau in dem Moment aus dem Zimmer, als Hank, die Hand in Seraphinas Haarschopf gekrallt, sie an uns vorbei ins Wohnzimmer zertrte.

»Du!«, blaffte er über seine Schulter. »Mitkommen.«

Bevor ich reagieren konnte, gab mir Margaret einen sanften Schubs von hinten, und ich stolperte ihnen hinterher.

Gewalt war mir nicht fremd. Es gab keinen gefährlicheren Ort für Frauen und Kinder als die eigenen vier Wände – dazu zählten selbstverständlich auch Pflegefamilien. Im Gegensatz zu anderen verlorenen Seelen, denen ich begegnet war, hatte ich jedoch größtenteils Glück gehabt. Bisher.

Nachdem ich das Wohnzimmer betreten hatte, schloss Margaret die Tür hinter mir. Wenige Sekunden später war zu hören, wie die Wohnungstür ins Schloss fiel.

Was zur Hölle?

Doch mir blieb keine Gelegenheit, ihr Verhalten zu hinterfragen. Mein Fokus lag allein auf Seraphina, die gerade von Hank aufs Sofa gestoßen wurde. Eisige Kälte breitete sich in mir aus. Alarmglocken begannen in meinem Kopf zu schrillen. Sein schwerer Atem hallte in meinen Ohren wider.

Seraphina sah mich nicht an – ihr Blick war auf ihn gerichtet. Trotzig. Beinahe triumphierend. Sie richtete sich auf, strich sich eine Haarsträhne hinters Ohr und schlug die Beine übereinander.

»Interception!«, plärrte der NFL-Kommentator aus dem Fernseher. »Das war eine riskante Entscheidung, und die Defense ist zur Stelle! Das könnte das Momentum ändern.«

»Sie hat nichts damit zu tun«, sagte Seraphina und klang beinahe gelangweilt.

»Halt den Rand!« Mit einer kontrollierten Bewegung, die kein bisschen dazu passte, wie rasend wütend er mir erschien, öffnete er seinen Ledergürtel und zog ihn aus den Schlaufen. »Zieh das Shirt aus.«

Mir wurde schlecht. Die Geräusche aus dem Fernseher schienen lauter zu werden. Publikumlärm, Stadionmusik, das Schiedsrichterpfeifen.

Seraphina legte den Kopf schief und grinste. »Mir ist kalt. Zoe, würdest du Tee aufsetzen gehen?«

Noch immer sah sie mich nicht an.

»Bleib, wo du bist«, zischte Hank mir zu, und zu ihr: »Ausziehen!«

Theatralisch verdrehte sie die Augen, dann schlüpfte sie aus ihrem T-Shirt, faltete es ordentlich und legte es neben sich aufs Sofa.

Ich wollte wegsehen, aber mein Blick haftete auf ihrem von Muttermalen übersäten Rücken, auf dem mehrere rote Striemen zu sehen waren. Kreuz und quer, wie die Narben auf meinen Unterarmen.

»Nein.«

Das Wort war mir entwischt, bevor ich darüber nachgedacht hatte. Meine Stimme war nicht besonders laut, aber fest. Weißes Rauschen in meinem Kopf.

Ich machte einen Schritt auf Hank zu, dann noch einen und noch einen, bis uns kein halber Meter mehr trennte.

Zum ersten Mal nahm er mich richtig ins Visier. »Du wirst zusehen. Und du wirst den Mund halten.«

»Nein«, wiederholte ich.

Sein Teint wurde dunkler. Drohend hob er die Hand, doch bevor sie mich erreichen konnte, bekam ich sie in der Luft zu fassen. Seit meine Eltern nicht mehr bei mir waren, hatte ich meinen Körper nicht mehr auf diese Weise eingesetzt. Wenn ich mich in den letzten Jahren zur Wehr gesetzt hatte, dann nur auf die rohe, direkte Art. Faust ins Gesicht. Tritt zwischen die Beine. Nicht auf die Art, die sie mir beigebracht hatten.

Und obwohl ich mir Mühe gegeben hatte zu vergessen, erinnerte sich mein Körper.

Blitzschnell drehte ich Hanks Hand nach unten und zwang ihn so in eine gebeugte Position. Ehe er die Chance hatte, darauf zu reagieren, rammte ich ihm mein Knie in den Bauch, und er ging mit einem Ächzen zu Boden, wobei ich ihm den Gürtel aus der anderen Hand zog.

Er versuchte, sich aufzurichten, aber schon beim Abendessen hatte er zwei Bier getrunken, und auf dem Wohnzimmertisch stand das dritte. Seine Reflexe waren verlangsam.

Ich schlang den Gürtel wie ein Lasso um seinen Hals, zog ihn straff und hielt die Spannung.

Seine Augen traten leicht hervor. Die Wut in seinem Gesicht wich Entsetzen. Sein Röcheln erfüllte die Luft.

Adrenalin jagte durch meinen Körper. Margaretts Stimme schien von allen Seiten auf mich zuzukommen: »Du bist hier sicher.«

»Wenn du sie noch einmal anrührst, mache ich dich kalt«, sagte ich. »Hast du verstanden?«

Keine Reaktion. Nur noch mehr Röcheln.

Ich übte mehr Druck auf seine Kehle aus. »Ob du verstanden hast?«

Mit sichtlicher Anstrengung rang er sich ein Nicken ab.

Noch ein paar Sekunden hielt ich ihn auf diese Weise gefangen, dann ließ ich von ihm ab, worauf er wie ein nasser Sack in sich zusammensank.

Ich schmiss ihm seinen Gürtel hin und wandte mich Seraphina zu. »Jetzt habe ich Lust auf eine Spritztour. Du auch?«

Mit einem breiten Grinsen nickte sie und tastete nach ihrem Shirt.

Fünf Minuten später hatten wir die Wohnung verlassen – mit Hanks Autoschlüssel in der Tasche. Eine halbe Stunde später heizten wir mit seinem Truck über die Shepard Road entlang des Mississippi Rivers. Ich saß am Steuer und konnte nicht aufhören zu lachen, Seraphina streckte ihren Kopf aus dem Beifahrerfenster und schrie »Wir sind am Leben!« in den Fahrtwind, während uns schon bald ein Hupkonzert verfolgte.

Drei Stunden später kehrten wir in die dunkle, stille Wohnung zurück und legten uns Schulter an Schulter in Seraphinas Bett. Kurz bevor ich einschlief, erklang ihre Stimme an meinem Ohr, kaum ein Hauchen: »Es gibt überhaupt kein Medaillon. Ich wollte dich nur vom Springen abhalten.«

Eine Woche später meldete ich mich bei einem Kampfsportstudio in der Nachbarschaft an und heulte vor Glück, als ich die erste Trainingssession seit Jahren hatte.

Einen Monat später kam es zur nächsten Eskalation mit Hank. Diesmal brach ich ihm fast den Kiefer, und er musste sich für eine Woche bei der Arbeit krankmelden.

Drei Monate später fragte ich mich zum ersten Mal, wie es sich anfühlen würde, meinen Mund auf Seraphinas zu pressen und nie wieder damit aufzuhören.

Fünf Monate später stellte sie mir Ernest und Gregori vor, und ich verstand, dass Familie nicht nur Blutsverwandschaft bedeutete.

Sechs Monate später hatten die Sullivans genug von uns, und wir wurden in unterschiedliche Pflegefamilien gesteckt.

Sieben Monate später hatte ich einen Breakdown, nachdem ich eine Woche lang nichts von Seraphina gehört hatte, und lieferte mich selbst in eine psychiatrische Klinik ein, weil ich lernen wollte, auch ohne sie zu überleben.

Zwei Jahre später begann ich meine Ausbildung als Sicherheitsfachkraft in New York – der Stadt, in der die Frau meiner Träume gerade dabei war, die High Society zu infiltrieren. Ich musste lernen, wie ich sie noch besser beschützen konnte.

Zehn Jahre später würde ich ihr immer noch überallhin folgen. Selbst wenn sie mich geradewegs in den Abgrund führte.



4. Kapitel

SERAPHINA

I run my life like a master, but when I love,
I disaster

Das letzte Mal, dass ich derart die Kontrolle verloren hatte, war die Nacht gewesen, in der mein Vater abgeführt worden war. Aber damit war jetzt Schluss.

Das penetrante Klopfen an der Kabinentür war ein Weckruf.

Ich erhob mich und packte Rafaels Handgelenk, um ihn hochzuziehen. »Komm mit«, formte ich stumm mit den Lippen.

Sein Blick zuckte zu Josefin, die auf dem Boden neben *ihm* kauerte und sich das Kabinentelefon ans Ohr presste. Ich hatte nicht auf sein Klingeln reagiert. Ich wusste auch nicht, wie viel Zeit seitdem verstrichen war. Oder was Fin zum Notarzt gesagt hatte. Jegliche Geräusche schienen runtergedreht. Die Umgebung war wie weichgezeichnet.

Ich verstärkte meinen Griff um Rafaels Handgelenk. »Wenn sie uns hier alle zusammen sehen, sind wir erledigt«, zischte ich.

Das schien ihn aufzurütteln. Er erhob sich und folgte mir humpelnd ins Bad, während Josefin zur Kabinentür lief. Während ich die Badtür schloss, hörte ich, wie sie die Kabinentür öffnete.

Polternde Schritte. Routinierte Fragen. Etwas Schweres landete auf dem Boden.

Ich presste mich mit dem Rücken gegen die Tür, während mich der fast zwei Meter große, dunkelhaarige Mann mir gegenüber fassungslos anstarrte.

Es war nervtötend gewesen, ihm die letzten Wochen auf der Diamond Empress aus dem Weg zu gehen. Obwohl es über fünfzehn Jahre zurücklag, dass wir in Berlin in einer Schulklasse gewesen waren, war ich auf Nummer sicher gegangen. Rafael Demir war schon als Kind der perfekte Beobachter gewesen. Er merkte sich vermeintlich unwichtige Details, die anderen entgingen. In einem ersten Impuls hatte ich ihn damals, nachdem ich beschlossen hatte, dass er meine Aufmerksamkeit doch wert war, »Falke« getauft. Aber der Mimik-Oktopus passte deutlich besser zu ihm – es war eine Weiterentwicklung des Falken. Denn Rafael beobachtete andere Menschen nicht nur derart genau, um sie zu verstehen, wie sich später herausstellte, sondern auch um sich ihre Eigenschaften anzueignen und dann zu ihrem Spiegelbild zu werden. In vielerlei Hinsicht waren wir uns ähnlich. Nur dass er sich nicht bewusst war, was er da tat und weshalb.

Jedenfalls hatte ich recht behalten – ein Blick in mein Gesicht, und er hatte sich erinnert. Er hatte mich als Eleni bezeichnet. Das war der Name, unter dem ich damals bekannt gewesen war. Ursprünglich hatte ich mich ihm erst morgen in Oslo offenbaren wollen. Doch ursprünglich war es auch nicht Teil des Plans gewesen, dass Ernest erst das Bewusst-

sein und dann seinen Puls verlor. Oder dass er seine Krankheit vor mir geheim hielt.

Ich wusste nicht, was Rafael in dieser Kabine verloren hatte. Aber wenn ich hätte raten müssen, dann hätte meine Vermutung gelautet: weil er Josefin Korhonen mit Haut und Haar verfallen war.

So berechenbar. Alle miteinander.

Alle außer einer.

Ich griff an Rafael vorbei und öffnete die verspiegelte Tür des Badschranks. Hinter Rasierwasser, Ohropax, Zahnseide und Mundspülung fand ich zwei Medikamentendosen. Riluzol und Edaravone, las ich an den Etiketten ab. Beide verschreibungspflichtig für Ernest Ramon Ariel Walker-Petrakis ausgestellt.

Er litt unter dem Guillain-Barré-Syndrom – oder: hatte darunter gelitten –, deshalb hatte er mich damals weggegeben. Eine Erkrankung, die Muskelschwäche und Atemnot hervorrufen konnte. Ich war als Teenagerin Zeugin seiner Symptome gewesen. Doch nach jahrelanger Behandlung war die Krankheit abgeklungen und schließlich nie wieder aufgetreten. Das hatte er mir zumindest erzählt. Ich wusste alles über die Erkrankung. Kannte jede mögliche Behandlungsform. Jede Verlaufsoption. Und ich wusste auch, dass weder Riluzol noch Edaravone dabei eingesetzt wurden.

Was bedeutete, ich hatte einen absoluten Anfängerfehler begangen. Indem ich mich auf das Wort eines anderen Menschen verlassen hatte.

Ich schloss die Augen, während ich mich auf die Stimme hinter der Badtür konzentrierte.

»Ich intubiere. 7.5er Tubus. Laryngoskop, bitte.«

»Wer bist du wirklich?«, wisperte Rafael nach einer hal-